

Weihnachten im Hochsommer.

durch die offenen Türen und Fenster auf den Altar hinsahen. Sie bringen den Schwarzen zulieb dieses Opfer mit Freuden. Ich habe schon allen Ernstes daran gedacht, die dortige Scheune zu einem Kirchlein herzurichten, weil sie mehr Leute fassen würde. Wenn wir nur auch eine Schule und eine tüchtige Lehrkraft für Eingesiedeln hätten!

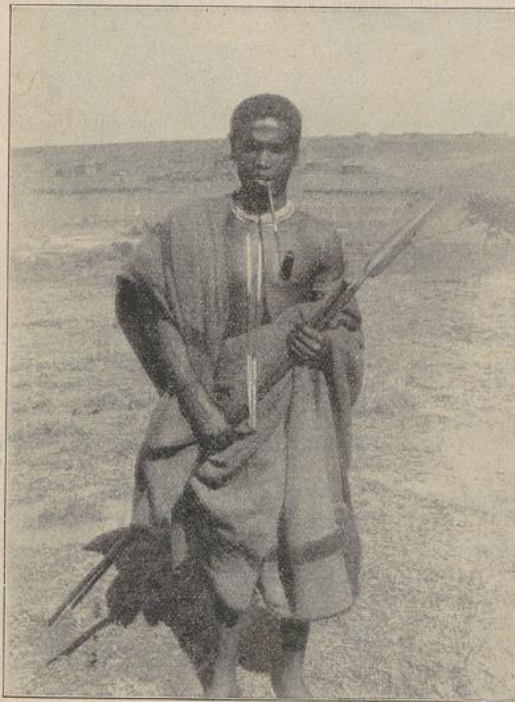
Uebersaus schön und gnadenreich war heuer auch das heilige Weihnachtsfest: 34 Neubekehrte, meist Kinder und Frauen, empfingen da ihre erste heilige Kommunion. Doch darüber in einem eigenen längeren Bericht.

Weihnachten im Hochsommer.

Vom Hochw. P. Solanus Peterel.

Eingesiedeln. — Weihnachten! Welch' süßen, beseligenden Klang besitzt doch dieses Wort! Da singen alle, und wessen Mund und Kehle nicht zum Singen geformt ist, der singt und jubiliert doch mit in innerster Seele. In dieser hochheiligen Nacht steht gleichsam der Himmel offen, und kehrt Friede und Freude in jede Hütte und in jedes Menschenherz ein. Selbst der Sünder und der Heide kann sich dem wunderbaren Zauber, der an diesem Tage alles umschlingt und Himmel und Erde miteinander vereint, nicht ganz entziehen.

Woher kommt doch das? Das alles kommt vom holden, süßen Jesukindchen, das unsertwegen vom Himmel auf die Erde herabgestiegen und nun als zartes Kindchen in der Krippe liegt. Von seiner allumfassenden Liebe ist niemand ausgeschlossen, kein Land, kein Volk, kein Menschenherz, und darum herrscht dieselbe wunderbare Weihnachtsfreude im kalten Norden, wie im heißen Süden. Wir in Natal feiern Weihnachten im Hochsommer. Mancher unserer geehrten Leser wird sich dies kaum vorstellen können und glaubt wohl,



Junger Tembu (Keilands.)

ein wahres, echtes Weihnachtsfest lasse sich nur mitten im Winter feiern, am besten im weißen, flockigen Schneee. Doch ich gebe, nachdem ich mehr als zwanzig Weihnachtsfeste in Natal gefeiert, dem südafrikanischen bei weitem den Vorzug.

Die ganze Natur hat das schönste, farbenprächtigste Gewand angelegt. Der Himmel ist so rein, so sonnig und klar, und die Erde prangt überall in frischem, saftigem Grün. Dazu diese tropische Blumenpracht, die Maisfelder, Orangengärten, Palmenhaine, die Weinberge mit den ersten, reisenden Trauben! Im Obstgarten rotwangige Äpfel neben goldgelben Birnen, reife Pflaumen, Mirabellen, Mangos, Aprikosen; nicht zu vergessen die Bananenhaine mit ihren fast zentnerschweren Riesentrauben, von der süßen Last zur Erde gebeugt, als wollten sie die köstliche Frucht dem lieben Jesukinde höflichst anbieten. Kurz, es ist eine schöne, hochherrliche Zeit, und diese ganze Fülle der Natur, liegt am hohen Weihnachtsfeste zu den Füßen des göttlichen Kindes und seiner jungfräulichen Mutter.

Ich denke vergangener Zeiten; Weihnachten im stillen Vaterhaus, drüben im kalten und doch so heißgeliebten Schlesien, steigt wieder vor meinem Geistesauge auf. Ach, wie kalt war es da an Weihnachten! Und den Christbaum mußten wir meilenweit im benachbarten österreichischen Schlesien holen. Von Blumenschmuck war natürlich keine Rede. Und Obst? — Nur Äpfel gab es schon, aber die waren alt und eingeschrumpft, zum Teil auch angefault und wurmfest, denn die lieben Eltern mußten sie fest zusammengepackt hinter Schloß und Riegel halten, damit wir sechs Vuben, die stets bei gutem Appetite waren, nicht dahinterkamen. Kind und Obst gehören zusammen, wie Gesang und ein heiteres Gemüt. Trotzdem war Weihnachten auch im kalten Winter gar lieblich und schön; die edle, aufopfernde Elternliebe und die kindlich-unschuldige Geschwisterliebe machte alles Kalte warm. Daß es aber im heißen Süden, mitten im afrikanischen Hochsommer, auch ein recht schönes Weihnachten gebe, das habe ich mir damals nicht träumen lassen.

Besonders schön war es heuer an Weihnachten auf unserer kleinen Missionsstation Maria-Eingesiedeln. Denn zu dem an sich so schönen und gnadenreichen Fest gesellte sich noch die Feier der ersten hl. Kommunion von 36 schwarzen Neuchristen. War das ein schöner Tag und eine weihervolle, hochherrliche Nacht! Milde Sommerlüfte ringsum; der wolkenlose Himmel voll funkelnder Sterne, der leuchtende Vollmond mit seinem milden Silberglanze, und der stille Friede, der über die ganze Landschaft sich lagerte, wirkten mächtig auf Herz und Gemüt.

Um 1/12 Nachts läutete das Glöcklein. Ich trat in das von fleißigen Schwesternhänden reich geschmückte Missionskirchlein und fand da zu meiner Freude schon sämtliche Erstkommunikanten vor dem Tabernakel versammelt. Schlag 12 Uhr begann das Hochamt, wobei die Klostergemeinde kommunizierte. Dann pilgerten wir zusammen zu unserer geräumigen Scheune, die als Schlafstätte für unsere Erstkommunikanten eingerichtet worden war, und wo auch unser Christbaum stand. Welch' ein Bild! Meine lieben Erstkommunikanten vor dem Christbaum in einer Scheune! Ich dachte unwillkürlich an den Stall zu Bethlehem und an die dortige Krippe. Von oben grüßte der Vollmond herunter und übergoß die Scheune, das Maisfeld, die Stationsgebäude und das Kirchlein mit magischem Licht. Im Obstgarten aber prangten rotwangige Äpfel! Die sahen anders

aus als die alten, eingeschrumpften und wurmförmigen Dinger in illo tempore in der kalten Weihnachtszeit im fernen Vaterhaus! Meine Schwarzen fingen aus freien Stücken zu singen an. Sie sangen nach der bekannten Melodie: „Stille Nacht, heilige Nacht“, in Kaffrisch natürlich, und das klang auch anders als drüben im schneebedeckten Europa hinterm geheizten Kachelofen.

Gegen 6 Uhr folgte die Morgenmesse, wobei die schwarzen Neubekehrten zur hl. Kommunion gingen, d. h. die älteren Christen, die schon öfters kommuniert hatten. Die Erstkommunikanten hielten ihre Feier erst bei der dritten heiligen Messe, die um 10 Uhr stattfand.

Am zweiten Weihnachtsfeiertage war schon um 5 Uhr früh sakramentaler Segen und ging alles, klein und groß, zur hl. Kommunion; die hl. Messe aber sollte auf der etwa 10 Kilometer von Einsiedeln entfernten Außenstation „Amandus-Hill“ stattfinden. Gegen 1/27 Uhr brachen wir auf und marschierten in kleinen Gruppen von 4–6 Personen über Berg und Tal; die Erstkommunikanten, der Mehrzahl nach in schlichtes Weiß gekleidet, zogen voraus, ich selbst beschloß als Vater undhirt den Zug. Es war ein prächtiger Marsch in der frischen, würzigen Morgenluft, und der geheimnisvolle Weihnachtssegens, sowie der aus jedem Herzen aufsteigende Festjubiläum schien noch alles zu erfüllen: jede Christenbrust und jede Menschenzunge, und lagerte sich über die Berge und die Täler, über Wald und Au, selbst über die nackten Felsenzinnen des mächtigen Inhlazuka-Berges im Osten.

Da sahen wir plötzlich auf einer großen Wiese eine Schar Störche spazieren. Ich begrüßte sie als alte europäische Bekannte, und wiederum zog es mich in Gedanken heimwärts, dem lieben Vaterhause zu. Damals, in seliger Jugendzeit, wußte ich nur, daß die lieben Störche im Herbst nach dem warmen Süden zogen, um mit beginnendem Frühjahr wieder in die alte Heimat zurückzukehren. Niemals aber hätte ich gedacht, daß ich die lieben Gäste hier, in Natal, wieder treffen sollte. In meinem Heimatdort war auch eine Storchenfamilie. Hoch oben auf einem riesengroßen Birnbaum hatte man für die Herrn Störche ein altes Wagenrad angebracht. Dort bauten sie ihr Nest und versorgten aus Dankbarkeit das ganze Dorf mit kleinen Buben und Mädchen aus dem nahen Oppa-Fluß, was für sie mit ihren langen Beinen und kräftigen Schnäbeln eine Kleinigkeit war. — O selige Kindheit in ungetrübter Keinheit und Unschuld! Welch ein Glück ist es doch, unter der Obhut und dem Schutze frommer, christlicher Eltern aufzuwachsen! Das gibt einen Halt und ein festes Fundament fürs ganze kommende Leben. Leider wissen die schwarzen Kinder Chams nichts von diesem Glück. Das arme Heidenkind wächst auf ohne Glauben, ohne Führer, ohne Hirt, und seine ganze Atmosphäre ist wie mit giftigen Miasmen gesättigt. —

Doch zurück zu unseren Störchen! Ich gab ihnen tausend herzliche Grüße auf an all' meine lieben Angehörigen in der Heimat und an alle Gönner und Wohltäter der Mariannhill Mission. Schon Ende Februar und anfangs März fangen die Störche an, sich zu sammeln, um bald darauf zu verschwinden. Während ihres Aufenthaltes in Afrika gehen sie nur ihrer Nahrung nach, die sie meist im Ueberflusse finden, denn die endlosen Grasflächen wimmeln von allen Arten von Insekten, und in den Sümpfen und an nassen Stellen finden sie Frösche in Menge, sodaß man sagen kann, der Himmel habe ihnen da eine fürstliche Mahlzeit zu rechtgesetzt. Auf Nesterbau, Eierlegen und Nachwuchs

lassen sie sich hier im Süden nicht ein; sie sorgen bloß für den ausgehungerten Magen und sammeln frische Kräfte für die Rückreise nach Europa. —

In Amandus-Hill war bei unserer Ankunft schon alles für's hl. Messopfer bereit. Zuerst hörte ich einige Christen Beicht, zelebrierte dann die hl. Messe und hielt zuletzt unter dem Schatten einer gewaltigen Eiche die Festpredigt. Nach der schönen religiösen Feier verabreichte Herr Schmidt, der uns seinerzeit in generöser Weise Grund und Boden usw. für die genannte Außenstation überlassen hatte, den Erstkommunikanten ein erfrischendes Getränk und ließ sogar für all die vielen hungrigen Gäste ein Schäschen und ein Ziegenböcklein aus seiner Herde schlachten und zurichten.

Gegen 3 Uhr brachen wir auf, denn wir wollten noch vor Einbruch der Nacht unsere Hauptstation „St. Bernard“ erreichen. Sie liegt bekanntlich am Inhlazuka-Berg, der mit seinen gewaltigen Felsmauern hoch in die Lüfte ragt und in majestätischer Größe und Ruhe weit in die Lande schaut. Milde Spenden edelgesinnter Wohltäter ermöglichten es mir, ganz oben auf dem Plateau ein großes, weißes Kreuz zu errichten. Seit geraumer Zeit steht es nun da droben bei Tag und bei Nacht, bei Sonnenschein und im Sturmesbrausen und schützt und segnet die ganze Gegend. Es ist eine res sacra, ein gottgeweihter Gegenstand, eine Schutzwehr gegen die Mächte der Finsternis, eine Freude und ein Segen fürs gläubige Christenherz.

Da stand der imposante Berg vor mir, da und dort trat eine silberhelle Quelle hervor und eilte über den steilen Bergabhang dem Tale zu, während im fernen Osten auch ein Teil vom Indischen Ozean sichtbar wurde. Ich dachte unwillkürlich an das herrliche Gotteslob, das jeden Morgen die heilige Kirche nach dem Beispiele der Jünglinge im Feuerofen anstimmt, und sang und betete: „Benedicite omnia opera Domini Domino, preiset den Herrn, alle Werke des Herrn, lobet und erhebet ihn über alles in Ewigkeit! Ihr Berge und Hügel preiset den Herrn, ihr Quellen und Meere, lobet und rühmet ihn über alles in Ewigkeit!“ Gegen Westen zu, hoch über Felsen und Schluchten, kreisten ein paar mächtige Raubvögel, und ich fuhr fort zu beten und zu singen: „Alle Vögel des Himmels, preiset den Herrn, ihr zahmen und wilden Tiere, lobet und erhebet ihn über alles in Ewigkeit! Ja, alles was Odem hat, lobe den Herrn!“ —

Gegen Abend rückte die ganze Kolonne in „St. Bernard“ ein, körperlich zwar hübsch müde, geistig um so frischer und munterer. Das waren schöne Weihnachtsnächte für das Volk, für unsere Brüder und Schwestern, und nicht in letzter Linie auch für mich, den Priester und Missionar.

Als ich im Jahre 1890 den Plan ins Auge faßte, das Vehrach aufzugeben und zu den Trappisten nach Afrika zu gehen, ein Gedanke, den ich auf Weihnachten des genannten Jahres auch wirklich ausführte, da beschrieb man mir diese Schwarzen als gar gefährliche Leute, als die reinsten Räuber und Menschenfresser. Schon der Name Heide, Neger, Zulufasser rief in mir schreckliche Vorstellungen wach. Wie sie nur eigentlich aussehen mochten? Ich konnte mir von der schwarzen Hautfarbe keinen klaren Begriff machen. Bald dachte ich an einen recht unsauberen polnischen Juden, bald an einen ungewaschenen serbischen Zigeuner oder gar an einen russischen Schornsteinsfeger, und glaubte dann so ziemlich das Richtige getroffen zu haben. Und wie ich dann nach Afrika kam und die Leute wirklich sah

und sie näher kennen lernte, da merkte ich erst, wie weit ich daneben geschossen hatte. Nein, das sind keine Räuber und Menschenfresser, im Gegenteil, sogar unter den Heiden fand ich edle, ganz respectable Charaktere, und unter unseren schwarzen Neuchristen gibt es viele, welche durch ihren Glauben, ihren Opferfinn und wahrhaft christlichen Lebenswandel gar manchen europäischen Christen und Katholiken tief in Schatten setzen. Aber die schwarze Hautfarbe! — Auch sie wirkt keineswegs abstoßend. Die Zulus sind meist prächtig gebaute Figuren, und die kastanienbraune Gesichtsfarbe hat eine ganz eigenartige feine Politur, wie von erstklassiger Künstlerhand aufgetragen. Sie sind eben auch Geschöpfe Gottes, Kinder des Allerhöchsten und unsere Brüder. —

Am St. Johannistag, desgleichen am Tag der Unschuldigen Kinder ging wieder alles, groß und klein, zur hl. Kommunion. Ich selbst hatte am letztgenannten Tag des Jahres 1890 aus Hand des unvergeßlichen Gründers von Mariannhill, Abt Franz Pfanner, das hl. Ordenskleid erhalten. Die Kinder wußten das, legten ganz aus freien Stücken ihre Sparpfennige zusammen und brachten mir dann am Vorabende ihr Opfergeld mit der Bitte, eine hl. Messe ganz nach meiner Intention zu lesen. Hätten diese schwarzen Neubefehrten wohl einen schöneren Wunsch äußern können?

Zum Schlusse frage ich: Ist denn niemand da, der sich persönlich unserer Mission anschließen will? O wie viel Schönes und Gnadenreiches bietet die Mission im Heidenlande! Wie viel kann ein seeleneifriger Missionar mit Gottes Gnade tun für diese armen Schwarzen, und wie viele und große Verdienste kann er sich selbst für den Himmel sichern! Drum, kommt und verkostet selbst, wie wahr es sei, was der hl. Bernard in seinem herrlichen Hymnus Jesu, dulcis memoria gesungen:

Jesu, wenn ich dir nachsinne,
Schlägt mein Herz in sel'ger Minne;
Kann ja Süß'es nicht auf Erden,
Als bei uns dein Weilen werden.

Keine Zunge sagt das wieder,
Keine Feder schreibt es nieder;
Nur ins Herz ist's eingeschrieben,
Was es heiße, Jesum lieben!

Sar View.

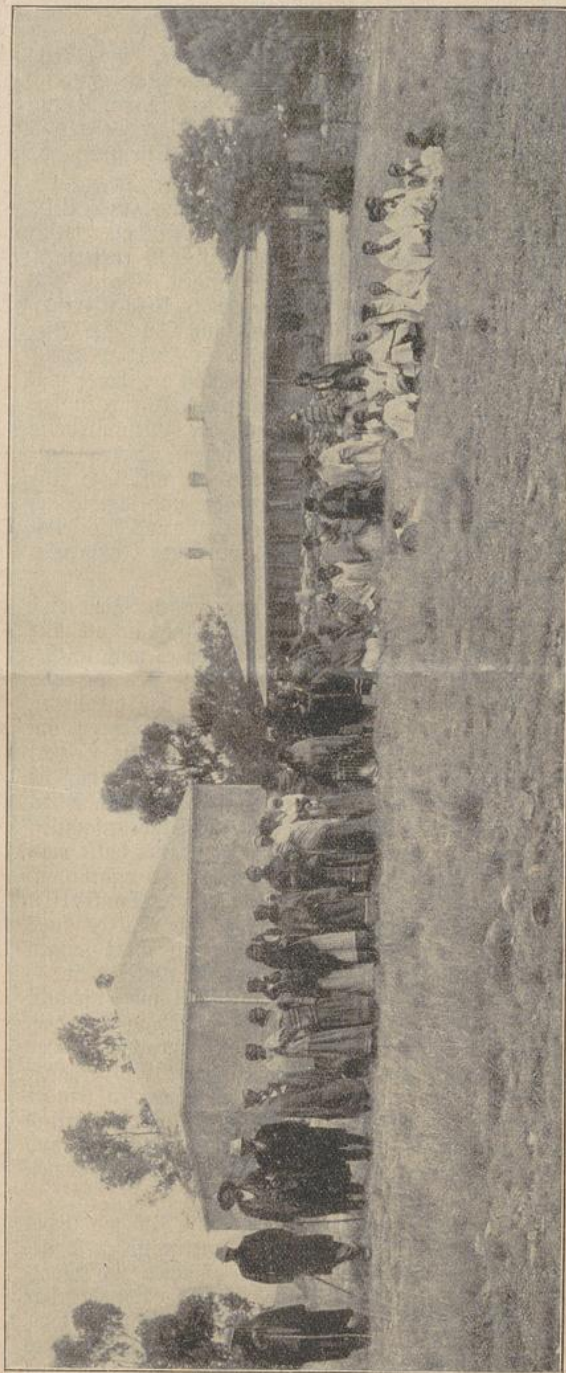
Von Br. Johannes Hauptmann.
(Mit 2 Bildern Seite 108 und 109.)

Sar View, gegenwärtig die jüngste Filiale unserer Missionsstation Mariazell in der Kapkolonie, wurde seinerzeit von einem jungen, unternehmenden Engländer gegründet. Er spekulierte in Viehhandel, baute aus Bruchsteinen eine gegen 90 Meter lange und 60 Meter breite Hürde, in welcher er, wie man mir versicherte, zuweilen gegen tausend Pferde unterbrachte, um sie bei erster Gelegenheit mit Gewinn zu verkaufen. Bald errichtete er auch ein Hotel, er bekam die Post, und Sar View wurde ein Knotenpunkt für Reisende und südafrikanischen Postverkehr. Kurz, das Geschäft florierte. Doch der kluge, energische Besitzer konnte sich seines Glückes nicht lange erfreuen, der Tod rief ihn im kräftigsten Mannesalter von hinnen ab.

Nun kaufte ein Storekeeper (Kaufmann) aus Matabele das Besitztum. Da er jedoch nur selten an Ort und Stelle sein konnte, und die Verwalter, die er anstellte, viel zu wünschen übrig ließen, kam die schöne Ansiedlung bald mehr und mehr in Verfall, so daß er

sie, der ständigen Plackereien überdrüssig, zum Verkauf ausbot. So kam die Ansiedlung Ende 1910 an die Mariannhiller Mission.

Die nächste Missionsstation ist Mariazell, doch ist



Basutochristen, Kirche und Hotel in Sar View, jüngste Ansiedlung von Mariazell in der Kapkolonie.

dieselbe immerhin noch 25 englische Meilen oder 40 Kilometer davon entfernt, so daß sie von dort aus nur schwer pastoriert werden kann. Bei dem großen Priester-mangel konnte lange Zeit kein eigener Missionar dort stationiert werden; nur etwa zweimal im Monate war